

Zeitschrift: Thurgauer Jahrbuch

Band: 60 (1985)

Artikel: Johann Heinrich Mayr (1768-1838)

Autor: Mayr, Hugo K.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-699496>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

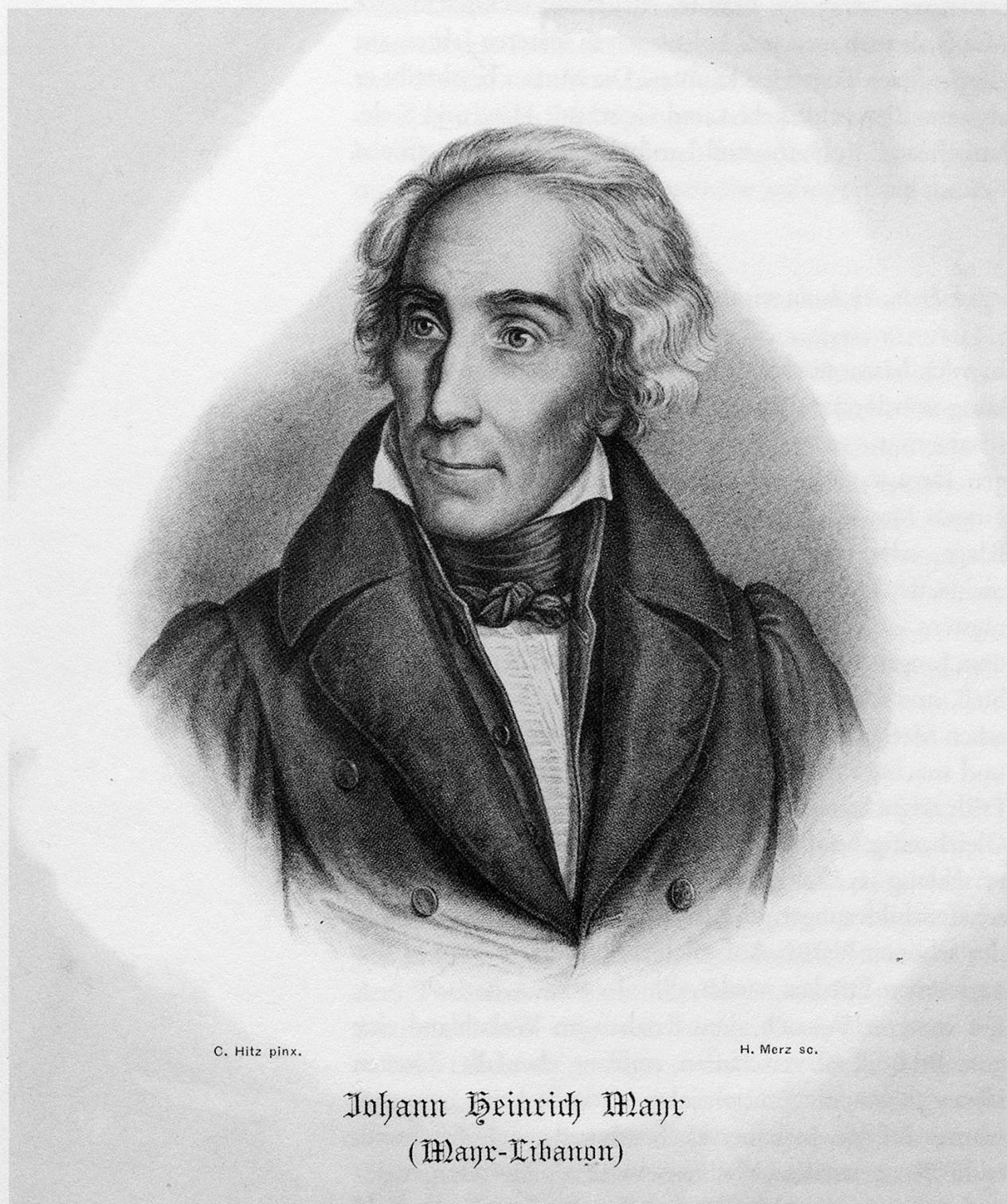
Johann Heinrich Mayr (1768–1838)

Ein Arboner Industrieller und Orientreisender

Als Knabe verbrachte ich meine Ferien regelmäßig bei meinem Großvater väterlicherseits, dessen letzte Amtsstelle vor seiner Pensionierung die eines Postverwalters in Arbon gewesen war. In diesen frohen Ferientagen hielt ich mich oft in der Dachkammer des großväterlichen Hauses auf, wo mich eine Sammlung alter Bücher ganz besonders faszinierte. Darunter befanden sich auch drei ledergebundene, vergilzte Bücher: «Schicksale eines Schweizers während seiner Reise nach Jerusalem und dem Libanon», erschienen im Jahre 1815 bei Huber und Compagnie in St. Gallen. Da der Autor den gleichen Namen trug, fragte ich meinen Großvater nach den Zusammenhängen und erfuhr, daß es sich hier um einen indirekten Vorfahren handle, der damals in Arbon und in der Ostschweiz recht bekannt gewesen war. Immer wieder las ich diese Reisebeschreibungen, die mich enorm fesselten. Dabei kam natürlich auch der Wunsch auf, einmal selbst solche Reisen zu unternehmen und die Welt auf eigene Faust kennenzulernen.

Die Kantonsbibliothek Frauenfeld besitzt Johann Heinrich Mayrs umfangreichen, handschriftlichen Nachlaß. Aus diesem Nachlaß und aus den publizierten Schriften möchte ich einiges zitieren und so den Autor selbst möglichst viel zum Wort kommen lassen. In meiner Darstellung benütze ich auch die Aufsätze von G. Büeler und K. Schaltegger, publiziert in den «Thurgauischen Beiträgen zur vaterländischen Geschichte», 1908 und 1909. Ferner eine Monographie von Hans Noll über Hofrat Johannes Büel von Stein am Rhein, der mit Heinrich Mayr in dessen letzten zwei Dezennien eine herzliche Freundschaft pflegte.

Johann Heinrich Mayr wurde am 3. Mai 1768 in Arbon geboren, als Sohn des Leodegar Mayr und der Maria Ursula geb. Sulzer von Winterthur. Über seine Eltern hat er nur Gutes zu berichten: Der Vater – so sagt er in seinen Tage-



C. Hitz pinx.

H. Merz sc.

Johann Heinrich Mayr
(Mayr-Lebanon)

büchern – «war der bravste, ehrlichste, rechtschaffenste Mann, den ich weit und breit, auch in späteren Jahren, im Grade dieser Tugenden kannte». Die Mutter beschreibt er als «eine Frau voll Leben und Geist, mit Herz und Seele, einsichtsvoll in Haus- und Landwirtschaft, eine treffliche Frau».

«Der Heinrich kann nichts»

In solch harmonischer, wirtschaftlich sorgenfreier Umgebung würde man annehmen, der sicher nicht unbegabte Knabe müsse seine Schulzeit problemlos hinter sich bringen. Dem war aber nicht so. Zum Ärger der Eltern und des jungen Mayr kam von den Lehrern immer wieder die Klage, «der Heinrich lernt nichts, der Heinrich kann nichts, der Heinrich tut nicht recht». Offenbar lag es wenigstens zum Teil an der Methode des Unterrichts, der dem Jungen Widerwillen einflößte gegen alles, was Lernen hieß, und seine erste Jugendzeit verbitterte. Die pedantischen Methoden drückten die gesunde Vernunft zu Boden und machten die Lehrstunden zur Pein.

Früh zeigte sich bei Mayr ein starker Hang zur Einsamkeit. Gleichzeitig besaß er offenbar eine rege Phantasie. Gierig verschlang er Salomon Geßners empfindsame Landschaftsschilderungen und Idyllen und suchte Erholung in der schönen Natur. Auf solchen Streifereien fand er den verlorenen Frieden wieder.

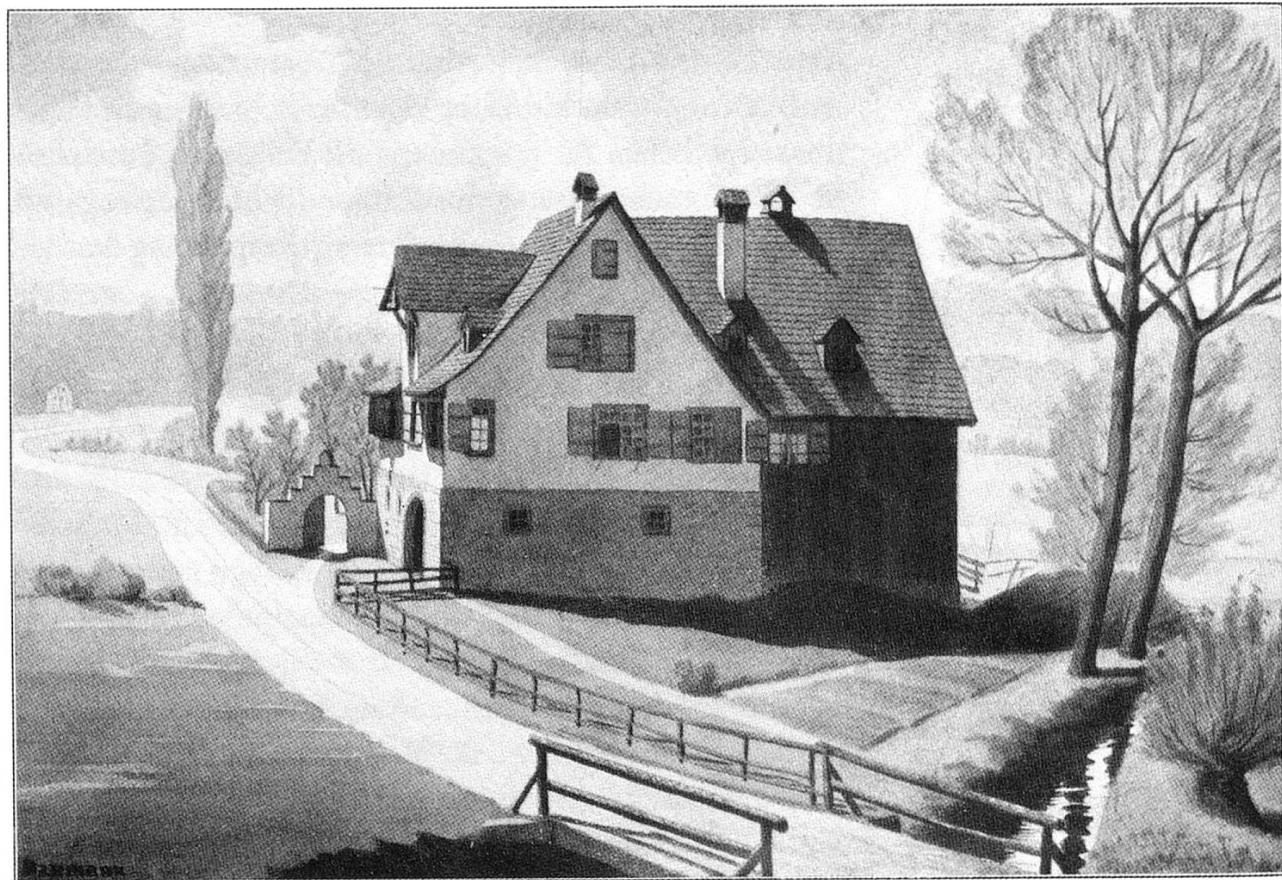
Ein weiterer Versuch, dem Knaben im Welschland eine gute Bildung zu verschaffen, mißlang ebenfalls. Zwei in Vevey verbrachte Pensionsjahre zeitigten keine nennenswerten Erfolge. In seiner «Lebenswanderung» beschreibt er die Pensionen der welschen Schweiz als Anstalten, in denen man mit guter Manier verstehe, den Leuten das Geld abzunehmen.

Zum Glück verlief die letzte Bildungsperiode positiver. Man schickte ihn in ein Institut nach Aarau, wo – nach seinen Worten – ein humaner Geist herrschte. An die Stelle der körperlichen Züchtigung trat die Belehrung durch liebevolle Zurechtweisung, durch freundliche Warnung und die Berufung auf eine unparteiische Selbstprüfung des Betragens.

Leider zeigte sich in dieser Zeit erstmals ein hartnäckiges Nasenleiden, das ihm unsägliche Schmerzen verursachte und unter dem er sein Leben lang litt. Während die heutige Medizin das Übel schnell und gründlich heilt, waren die damaligen Ärzte der Krankheit gegenüber machtlos. Er mußte mancherlei Kuren und schmerzhafte Operationen über sich ergehen lassen. Das ist wohl auch der Grund, weshalb er herzlich schlecht auf die Ärzte zu sprechen war und eine große Vorliebe für Volksmittel und Naturärzte beibehielt ...

Die Bleiche bei Arbon

Die Bleiche bei Arbon war damals ein ausgedehnter Betrieb. Er setzte sich zusammen aus dem großen landwirtschaftlichen Gewerbe, der Indienne-Fabrikation und der eigentlichen Bleiche. Die Leitung lag in den Händen von Mayrs Eltern, die das weitläufige Geschäft zusammen mit dem Tochtermann Saalmüller besorgten. Hier sollte nun der junge Mann eingesetzt werden. Da er über keine berufliche Erfahrung verfügte, wurde ihm das Kopieren von Prozeßschriften über Wasserrechte und Waidgänge oder der ein- und ausgehenden Korrespondenz zugewiesen, das Eintragen von Tausenden von Bleichenummern, die Führung des Kassabuches und dergleichen. Diese Art Arbeit sagte Heinrich wenig zu, er besorgte sie mit Widerwillen



schlecht und recht. Seine Lieblingsbeschäftigung blieben das Lesen und das Umherstreifen in der Natur.

*Landhaus zur Bleiche bei Arbon.
Wohnsitz von Joh. H. Mayr.*

Mit Hingabe und Sorgfalt führte er sein eigenes Tagebuch, in dem er alle ihm wichtigen Begebenheiten notierte. Gleichzeitig unterhielt er einen regen Briefverkehr mit seinen Freunden aus der Pensionszeit und mit verschiedenen berühmten Zürchern, unter anderen mit Lavater und dem Maler Rudolf Hess, deren Bekanntschaft er bei seinen Kurzaufenthalten in Zürich gemacht hatte. Allein sein «Wirken» auf der Bleiche bei Arbon mußte unter diesen Umständen für ihn selbst sowie für den besorgten Vater ein Mißerfolg bleiben.

Reise nach Italien

Vater Mayr beschloß nun, den Sohn nach Italien zu schicken, damit er dort Sprache und Handel lerne. Im Dezember 1786 trat Heinrich Mayr, 18jährig, die Reise nach Italien an. Es war die erste von sieben Reisen, die ihn im Verlaufe seines Lebens in dieses Land führten. Von Fussach aus ging es mit einem Zug von 18 Pferden, fast alle mit Geld beladen, unter großen Gefahren und Beschwerden über den Splügen nach Oberitalien. Bis die ihm zugesetzte Stelle in Genua frei war, blieb Mayr bei einer deutschen Familie in Mailand und verbrachte dort seine Zeit auf angenehme Weise. Nach sechs Monaten erhielt er dann endlich seine Position als Volontär in einem Geschäft in Genua. Aber die ihm zugewiesene Arbeit war weder interessanter noch lehrreicher als seine frühere Tätigkeit auf der Bleiche in Arbon: Er mußte Korrespondenz kopieren, an Posttagen oft bis nach Mitternacht. Der Volontärvertrag war auf drei Jahre abgeschlossen, indessen befiel ihn im ersten Jahr eine gefährliche Krankheit, und im zweiten Jahr trat ein arger Rückfall ein. Der Arzt riet zur Heimreise, und Mayr war hocherfreut. Er litt unter Heimweh und dem Gedanken, daß sein Vater nutzlos für seinen Aufenthalt so viel Geld aufwende, da er durch das langweilige Kopieren von Korrespondenz kaum etwas lerne. Im Juli 1788 kehrte Heinrich wohlbehalten nach Arbon zurück. Und jetzt kam für ihn die große Wende, der Zeitpunkt, wo die Kette seiner jugendlichen Mißerfolge abbrach und der vollen Entfaltung der in ihm schlummernden beruflichen und menschlichen Qualitäten Platz machte.

Die Wende

Auf der Bleiche standen die Dinge nicht zum besten. Der Vater kränkelte und ärgerte sich über die endlosen Prozesse mit den benachbarten Gemeinden wegen Wasserrechten und Waidgängen. Hinzu kamen die Probleme mit dem Tochtermann Saalmüller. Dieser hatte durch seine beruflichen Fähigkeiten das Vertrauen der Eltern so sehr gewonnen, daß sie in eine Verbindung mit der Tochter einwilligten und ihm die Indienne-Fabrikation ganz überließen. Saalmüller entpuppte sich indessen zusehends als Mann von heftiger, wilder Gemütsart, takt- und ordnungslos. Mayr schildert ihn wie folgt: «Nüchtern schikanierte er durch die Überlegenheit in seinem Fach und betrunken durch grobe und pöbelhafte Behandlung der Eltern und der Schwester.» Im Jahre 1790 – die Eltern weilten zur Kur in Baden – kam es zwischen Heinrich Mayr und Schwager Saalmüller zum Bruch. Wiederum hatte dieser die Schwester arg mißhandelt. Mayr geriet außer sich vor Zorn, stellte Saalmüller zur Rede, jagte ihn zum Haus hinaus und nahm Schwester und Kind zu sich.

Übernahme des Geschäftes

Ein Jahr später starb Vater Leodegar, worauf der Sohn Heinrich seinen Entschluß bekanntgab, das ganze Geschäft in eigener Verantwortung zu übernehmen. Der Oheim David Mayr stand ihm anfänglich mit Rat und Tat zur Seite. Indessen hatte Heinrich Mayr die Dinge bald fest in seiner Hand, und die Geschäfte liefen wie zuvor. Das ganze Unternehmen bestand aus einer Landwirtschaft mit 100 Jucharten Acker- und Weidland. Einem erfahrenen Hausknecht unterstanden 10 bis 12 Landarbeiter. Die Bleicherei, ein aufwendiges und recht ungesundes Hand-

werk, beschäftigte 18 Bleicherknechte. Diese kamen jeweils Mitte März aus dem Vorarlbergischen oder aus Schwaben und kehrten im November nach Hause zurück. Sie schliefen in 10 bis 12 Hütten, welche rund um den Bleicherplatz standen, auf Stroh mit einem Tuch aus der Bleiche als Decke. Obwohl jährlich etwa 3000 bis 4000 Stück Leinwand gebleicht wurden, brachte dieser Teil des Geschäfts mit dem mühsamen, weitläufigen Betrieb nur wenig Gewinn. Mayrs Hauptbeschäftigung lag in der Fabrikation. Hier arbeiteten drei Zeichner, ein Farbmacher, ein Kommis und vier bis fünf Drucker. Mit seinen geschmackvollen Mustern erreichten Mayrs bedruckte Taschentücher recht bedeutende Umsätze. Die verwendeten Baumwollstoffe kaufte er in Genua und Livorno, und die Taschentücher wurden auf dem gleichen Weg wieder in diese Seehäfen versandt und weiterverkauft. Es ist erstaunlich, wie attraktiv und modern die damaligen Muster auch heute noch anmuten.

Mayr sagt über seine damaligen Zeichnungen folgendes: «Rote Taschentücher waren der einzige Artikel, der in der Fabrik verfertigt wurde. Der Rand war etwas über Fingerbreite. In diesem Raum war es Herkommen, sieben Farben anzubringen. Oft befand man sich in Verlegenheit, wohin mit der siebenten. Einst wagte ich bei einem neuen Muster den Versuch, sie auszulassen, es gab mir Mut zur zweiten, endlich zur dritten, ich verdeckte durch berechnetes Übereinanderlaufen der Farben (womit ich Mißfarben und Mannigfaltigkeit erzielte) das Fehlen der weggegangenen, ordnete die Zeichnungen mit mehr Geschmack, und anstatt Tadel fanden meine neuen Dessins Beifall. Mir leuchtete es bestens ein, durch niemandes Schaden meinen Vorteil zu steigern. Weniger Mühe und Kosten waren mit dieser Vereinfachung für mich verbunden, mehr Ware verarbeitet und Druck und Besoldung erspart. Alles mußte damals mit einer schwarzen Umkreisung eingefaßt sein, –

sehr mühsam für den Graveur und lästig für den Drucker. Diese Einfassung machte die Zeichnung steif und schwerfällig; die neue Manier, die ich schuf, das Schwarze nur sparsam und als Kraft anzubringen, machte alles leichter; es kam weniger Zwang und mehr Schwung in das Ganze, und später leistete ich mit zwei, höchstens drei Farben mehr Effekt als mancher andere Fabrikant mit dem doppelten.»

Patriarchalischer Betrieb

Das Mittag- und Nachtessen nahmen alle Beschäftigten gemeinsam mit der Fabrikantenfamilie in einem grossen Raum ein. Mayr hielt dabei streng auf Ordnung, indessen wurde in diesem Kreis auch manchmal fröhlich gefeiert. Mayr gönnte seinen Leuten gerne eine Freude und bewirtete sie an den gewohnten ländlichen Festen reichlich. Die Hausführung besorgte mit Umsicht und Freundlichkeit die Mutter.

Die Familie, Mutter, Sohn und Schwester, lebte zufrieden und glücklich. Der Taugenichts Heinrich hatte sich, ange-
spornt durch eine große Lebensaufgabe, zu einem tüchtigen Geschäftsmann entwickelt. Die neuen Artikel wurden zusehends bekannt, die Bestellungen flogen ins Haus, die gut geratene Ware fand reißenden Absatz. Das Unternehmen florierte.

Im Jahre 1796 wurde Mayr abermals von seinem hartnäckigen Nasenleiden befallen. Zur Wiederherstellung seiner Gesundheit unternahm er eine Reise nach Italien. Indessen bemühte er sich, das gesundheitlich Nötige mit dem geschäftlich Nützlichen zu verbinden. Er nahm Textilmuster aller Artikel mit, um im Süden neue Abnehmer zu gewinnen.

Mit den Mailänder Boten trat er seine Reise wiederum von Fussach aus an und gelangte über Mailand, Livorno, Florenz, Rom, Neapel, Palermo, Messina, Taormina und Catania bis auf die Spitze des Ätnas. Zur Überfahrt nach Palermo benützte er das königliche Postschiff, das zum Schutze vor Korsaren von einem Kriegsschiff mit 74 Kanonen begleitet war. Die Schiffe der Kaufleute warteten meistens eine solche Gelegenheit ab, um auf diese Weise gratis beschützt zu werden. In Palermo hatte Mayr das Vergnügen, in allen Läden seine eigenen Fabrikate zum Verkauf ausgestellt zu finden, weil einige große Geschäfte die ganze Insel mit Arboner Leinwand und gedruckten Tüchern versahen. Er erhielt überall bedeutende Aufträge. Weil die Reise von Palermo nach Messina der Straßenräuber wegen zu gefährlich war, fuhr Mayr in einem mit sechs Ruderern und einem Steuermann besetzten Schiff, das sich aus Furcht vor den Korsaren stets nahe am Land hielt. Von Messina nach Catania ging's durch das Innere des Landes in folgender Ordnung: voraus eine Guardia (Wache) zu Pferd mit Doppelflinke und gespanntem Hahn, ihr folgte Mayr zu Pferd gleichfalls mit geladener Flinte, dann eine Art Bedienter mit dem Gepäck. Der touristische Glanzpunkt dieser Reise war eine Besteigung des Ätnas, die in den Tagebüchern sehr anschaulich geschildert ist.

Auf seiner Heimreise fand er in Oberitalien sehr veränderte politische Verhältnisse: Die Franzosen waren eingezogen, und Mailand feierte unter großem Jubel die tollsten Feste zu Ehren des Befreiers. Dort sah er oft den General Bonaparte schon um 5 Uhr morgens durch die menschenleeren Straßen nach dem Castellplatz reiten, um die Truppen zu mustern.

Erweiterung des Geschäfts

Nachdem er mit großen Bestellungen aus Italien heimgekehrt war, mußte er bald einsehen, daß die Lokalitäten in Arbon nicht mehr genügten und daß es in der Gegend auch am nötigen Hilfspersonal fehlte. Deshalb kaufte er im Frühjahr 1797 eine Mühle und Säge zwischen Rheineck und Thal und errichtete dort eine Fabrik für Indienne und «blaue Artikel». Den dreistündigen Weg zwischen Arbon und Rheineck machte er fast täglich zu Fuß, bei Tagesanbruch traf er dort ein, und nach Schluss der Arbeit trat er den Heimweg an. Regelmäßig legte er selbst flink Hand an bei der Produktion und bewies seinen Arbeitern, daß auch er zu schwerer Arbeit fähig sei.

Das ständige Hin und Her, die hektische Geschäftstätigkeit, die ungesunde Bleicharbeit im Wasser oder in den Färbereigebäuden blieben aber nicht ohne Folgen; sie waren die Ursache, daß Mayr oft an rheumatischen Schmerzen und an Katarrh litt.

Er beschloß deshalb, sich zu entlasten, und trat im Jahre 1797 die Bleicherei an einen verdienten Mitarbeiter ab.

In der Folge beschäftigte sich Mayr ausschließlich mit der Indienne-Fabrikation oder Kattundruckerei. Diese hatte sich im 18. Jahrhundert von Indien nach England und Holland und von da nach Deutschland und der Schweiz verbreitet.

Mayr, selbst ein begabter Zeichner, war immer bestrebt, durch die Erfindung neuer Dessins dem Geschmack der Zeit Rechnung zu tragen. Auf seinen häufigen Reisen suchte er, oft mit List, die neuesten englischen Muster zu bekommen, um sie zu Hause nachzuahmen.

Das Unternehmen hatte einen großen Umsatz in gefärbten und bedruckten Baumwollstoffen. Die zahlreichen, in die Tagebücher eingeklebten Muster zeigen, daß schöne Fabrikate hergestellt wurden.

Sobald irgend eine neue Idee auftauchte, suchte Mayr die gleichen Stoffe ebenso schön zu liefern, um auf dem Markt die Konkurrenten, besonders die Engländer, zu übertreffen. Einst erhielt er ein ansprechendes englisches Muster in hellglänzenden Farben mit matten Zeichnungen. Er stellte Versuche an und fand bald das Geheimnis der Fabrikation. Seine Stoffe standen an Glanz nicht hinter den englischen zurück. Voll Freude reiste Mayr mit den neuen Mustern nach Italien. Zu seiner großen Enttäuschung bedeutete man ihm dort, die Ware sei bekannt, man kaufe davon keine Elle; denn jeder Tropfen Wasser, der auf den Stoff falle, zerstöre den Glanz der Farbe, und die Tücher kämen blütenweiß von der Wäsche zurück.

Ähnlich erging es ihm mit seiner Idee, Leinwand statt Baumwolle zu bedrucken. Zwar sahen die Muster prächtig aus, was die italienischen Abnehmer zu namhaften Bestellungen veranlaßte. Allein die Stoffe fanden wenig Kunden, weil sie zu schwer waren und die geschmeidigen Italienerinnen sich weigerten, die steife, unkleidsame Leinwand zu tragen.

Auch in kritischeren Jahren stand das Geschäft nie still. Wenn einmal die Aufträge spärlicher wurden oder gar ganz ausblieben, beschäftigte Mayr seine Arbeiter zu seinem eigenen Schaden bei gleichem Lohn in der Landwirtschaft. Auch bewies er den Mut, immer wieder neue Erkenntnisse, welche er von seinen weiten Reisen heimbrachte, anzuwenden und seine Fabrikation auszuweiten. Er arbeitete Tag und Nacht und gönnte sich kaum Ruhe.

In Arbon herrschten damals glückliche Zeiten, die unser Autor wie folgt beschreibt: «Wohlstand und Gewerbsame blühten, ein paar sehr reiche Häuser, die in Leinwand große Geschäfte machten und die Gegend für dieses Fach rundum belebten, waren hier wohnhaft: Alles, was arbeiten wollte, hatte vollauf zu tun. Eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft gebildeter Leute beiderlei Geschlechts versammelte sich Sonntag abends: Man kannte damals noch nicht Spaltungen im freundschaftlichen Verein wegen politischer Meinungen und Ansichten: Die vermaledeite Zwittertracht war nicht feindselig in das Herz jeder Haushaltung eingedrungen. Alles schien nur ein Interesse zu haben, die Wohlfahrt des Ganzen und des Vaterlandes.»

Unruhen der Franzosenzeit

Der Einfall der Franzosen machte diesem Idyll ein jähes Ende und brachte eine vollständige Umwälzung dieser friedlichen Verhältnisse. Mayr wünschte zwar eine Abschaffung der Mißbräuche in der Staatsverfassung: Allein er war so sehr Patriot im wahrsten Sinne des Wortes, daß eine Einmischung anderer Staaten in die schweizerischen Angelegenheiten seine heftige Mißbilligung fand. Durch die Regierung wurden Truppen aufgeboten. Stadtschreiber Sauter hielt in der Kirche eine kräftige Ansprache, um den Haß gegen die eingedrungenen fremden Horden zu schüren. Alle waren offenbar von dem gleichen Willen besetzt, lieber zu sterben als sich zu unterwerfen. Bei Mayr trat indessen bald eine objektivere, nüchterne Bewertung der Lage ein; denn er merkte, daß unter seinen Freunden, mit denen er in allen Angelegenheiten außer den politischen übereinstimmte, eine ganze Stufenleiter von Ansichten vertreten war: Vom heftigsten, intolerantesten Aristokraten bis zum wütenden Jakobiner. Als die Franzosen un-

aufhaltsam vorrückten, hieß es bald, der Widerstand sei nutzlos und die sofortige Annahme der neuen Verfassung das einzige Mittel, das Land vor dem Untergang zu retten. In einer zahlreich besuchten Gemeindeversammlung wurde in Arbon über die Annahme der Verfassung beraten. Johann Georg Mayr im Roten Haus, ein Verwandter und angesehener Kaufmann, setzte in beredten Worten auseinander, wie vorteilhaft es wäre, wenn man sich beizeiten und vor den andern für die neue Verfassung erkläre, um sich bei der mächtigen französischen Republik beliebt zu machen und Vorteile zu erringen. Ein langandauerndes Stillschweigen folgte auf diese Rede; einige wollten, andere durften gegen den angesehenen Mann nicht auftreten. Da erhob sich Heinrich Mayr und sprach unvorbereitet und seinem raschen Temperament entsprechend heftig gegen die Annahme, indem er anführte, die Franzosen hätten in Italien nirgends ihre Versprechen gehalten, und es eile gar nicht so sehr, die Verfassung anzunehmen, solange Zürich es nicht getan habe. Mit großer Mehrheit wurde die Verfassung abgelehnt. Wie wir bald sehen werden,rettete dieses mutige Auftreten Mayrs Geschäft vor der Zerstörung und ihn selbst wenigstens vor Mißhandlung, vielleicht sogar vor dem Tode.

Die Lage verschlimmerte sich, und in Arbon mußte bald wieder eine Gemeindeversammlung aufgeboten werden, um über den gleichen Antrag abermals abzustimmen. Mißmutig ging Mayr nach Rheineck, und als er abends heimkehrte, vernahm er, die Verfassung sei nun angenommen; allein man müsse die Sache wegen der aufgeregten Bauern der sanktgallischen Nachbarschaft vorläufig geheim halten. Es folgte eine schwüle Stille. Man hörte wohl Drohungen von seiten der Nachbargemeinden, aber zuletzt glaubte niemand mehr an eine Gefahr, bis dann am Ostermontag 1798 das Unheil über das Städtchen hereinbrach. Mayr erzählt den Hergang folgendermaßen:

«Ich war mit den Meinigen zu Tisch und hatte eine in Livorno wohnhafte Dame zu Gast. Man verweilte etwas lange am Mittagessen, und es mochte nach 3 Uhr sein, da sich die Frau umsaß nach der Gegend des Sees. Eine Viertelstunde von meiner Wohnung führt ein schöner gerader Fußweg, auf dem man eine reizende Aussicht genießt, von Steinach nach Arbon. ‹Ist heute Prozession oder ein Fest?› frug sie, ‹daß so viele Leute nach der Stadt ziehen?› ‹Ich weiß nichts davon›, entgegnete ich, ‹es werden Leute sein, die zur Kirche gehen›. Ich begab mich ans Fenster und erblickte alles wimmelnd den ganzen Weg gedrängt voller Leute nach der Stadt hinflutten. ‹Was gibt's da?› rief ich erstaunt und sprang hinauf in die Mühle; aber mein Platz war leer von Menschen. Es war ein Hauptfeiertag und alle Knechte weg ins Wirtshaus. Ein 70jähriger Hausknecht und ein betrunkener alter Senn war alles, was zu Hause geblieben war. Aber auch von dieser Seite her zogen Truppen von Bauersleuten unter Drohungen und wilden Reden der Stadt zu. ‹Da setzt es nichts Gutes!› ahnte ich. Ich eilte wieder hinunter ins Wohnhaus, zu berichten, was ich gesehen hatte. Der fremden Dame wurde es bange; sie hatte Kinder in der Stadt und wollte sich hineinbegeben. Ich riet ihr davon ab; denn begleiten konnte ich sie nicht. In solchen Umständen war es nicht ratsam, weder meinen Platz noch meine alte Mutter zu verlassen; aber sie verharrte auf ihrem Vorsatz, und meine Schwester begleitete sie hinein. Sie vermeinte, äußerte sie, daselbst sicherer zu sein als auf meinem vereinzelten Platz. Sie gingen ab: Bald kamen sie unter Truppen halb betrunkener, halb wütender Bauern. ‹Man wird's euch machen, ihr verfluchten Französinnen, wartet nur, man wird Euch die Konstitution eintränken ...› Als sie endlich im Städtchen ankamen, fanden sie es so angefüllt von tobendem und wildem Trosse, daß das Gedränge ärger als an einem Jahrmarkt war. Mit Mühe vermochten sie sich durchzuarbeiten bis zu jener Wohnung.

Nun war der Hauptsammelplatz, zugleich eine Art Richtplatz, gerade der Kirche gegenüber. Dort waren die Rädelsführer versammelt, und von dort aus zogen dann Abteilungen von Hunderten und mehr von Haus zu Haus, läuteten an mit Ungestüm, und wo nicht schnell und so gleich aufgemacht ward, wurde die Türe gesprengt, und dann lief es nie gut ab. Der Hauseigentümer wurde mitten in den abholenden Troß genommen und hin nach dem Richtplatz gelenkt, wo selbst man Verantwortung abzulegen hatte. Wer sich fassen konnte, sich schnell und freiwillig stellte, kam erträglich davon. Geschah es aber mit Zwang, dann gab es schlimme Zeiten. Einem Verwandten von mir, Johann Georg Mayr, zum Roten Haus (derjenige, der kurz vorher, an der ersten Gemeinde, vorschlug, die Konstitution anzunehmen), erging es am übelsten, und wirklich wurde ihm schrecklich mitgespielt. Wild ward von einem Haufen an seinem Haus geläutet; niemand öffnete; wiederholt stürmte man und abermals vergebens. Nun ward die Tür gesprengt, und der ganze Schwall drängte zum Hause hinein. Alles ward durchsucht, er aber nicht gefunden. Schon glaubte man ihn abwesend und war wieder am Abziehen begriffen, als es vom obersten Dach herab schallte: ‹Mer hand en, mer hand en!› Unter wütendem Frohlocken stürzte alles die Treppe hinauf, und zuoberst unterm Dach fand man ihn verborgen. Der Dachdecker hatte ihn ausfindig gemacht. Bei den Haaren ward er von dem tobenden Troß alle Stiegen heruntergeschleift, blutig geschlagen, hin auf den Richtplatz geschleppt; man sprang ihm auf den Leib, tanzte und trampfte auf ihm herum, und als tot ließ man ihn liegen. Er wurde weggetragen. Ein Auge war beinahe verloren; viele Monate verstrichen bis zu seiner Wiedergenesung. Einem andern meiner Verwandten, der auch zögerte, die Tür aufzuschließen, wurden die Zähne in den Rachen geschlagen. Haarrüpfen, Fußstöße und Faustschläge bekam fast alles. Stadtammann

Schlapritz ward an den Damm geschleppt, mit dem guten Willen, ihn im See zu ersäufen; kaum entrann er diesem Schicksal ... Ein Bürger, Ratsherr Waldmann, war nahe am Tor, als er den Troß erblickte, dem er nicht auszuweichen vermochte. Die Furcht überfällt ihn; wenige Schritte entfernt sieht er mehrere leere umgekippte Salzfässer stehen.

Mit Gewandtheit hebt er eines empor, schlüpft darunter und deckt es über sich. So die ganze Zeit von mehreren Stunden bringt er unter dem Salzfaß regungslos zu, hört all den Unfug der immer hart sich an ihm vorbeidrängenden Menge, hört Türe einsprengen, Fenster klippern, und immer zitternd, daß durch irgend einen Zufall sein Behälter umgestürzt werde und er ans unwillkommene Tageslicht gezogen werden möchte, harrt er aus, bis endlich die eintrtende Stille ihm den Abzug der Banditen verkündet ...

Mitten im Stürmen, im Wüten und Toben vernahm man oft das Geschrei: «Stehlet nicht! Stehlet nicht! Auf daß es nicht heiße, wir kämen als Diebe; wir wollen nichts Unrechtes, nur keine Franzosen-Konstitution!»»

Soweit unser Tagebuch-Autor. Er selbst, seine Leute und seine Immobilien wurden verschont. Dabei wurde ihm bald klar, daß an jener Gemeindeversammlung, wo er so heftig gegen die Konstitution gewettert hatte, nicht nur Spione unter der Bürgerschaft selbst, sondern auch verborgene Landsleute aus der Nachbarschaft teilgenommen hatten. Diese tapfere Haltung kam ihm jetzt sehr zugute.

Über die Schwäche des Direktoriums und den Wortbruch der Franzosen war Mayr so empört, daß er den Vorsatz faßte, sich von der Politik gänzlich zurückzuziehen und sich nie zu irgend einem Amte wählen zu lassen.

Am Abend des Beeidungsfestes in Arbon erforderte es der Anstand, daß er beim Tanz erscheine. Mit seinem Fräulein betritt er den Saal, geht bis in die Mitte, stellt seine Dame bei der Gesellschaft ab, macht eine tiefe Verbeugung und geht sofort wieder nach Hause. Damals sandte er einem französisch gesinnten Senator ein Taschentuch, in dessen vier Ecken er einen Affen drucken ließ, der mit einer gelb-grünen Fahne, den Farben der helvetischen Republik, zu Pferde sitzt.

Mit seinen Taschentüchern machte sich Mayr die Narrheit der Zeiten zunutzen, indem er für die verschiedenen Absatzgebiete Porträts von Personen druckte, die in der Politik eine Rolle spielten: Erzherzog Karl, Suwarow, Blücher, nebst den übrigen Generälen der Alliierten. Nach Südtalien sandte er Tücher, auf denen Napoleon abgebildet war, im Begriffe, eine Weltkugel zu verschlucken. Eine andere, irrtümlich an die gleiche Gegend versandte Zeichnung brachte dem dortigen Händler wenig Glück: Die Tücher waren mit einem Käfig bedruckt, aus dessen geöffneter Tür ein Vogel flog mit einem Zettel, auf dem das Wort «Liberté» stand. Kaum hatte der Händler die Artikel ausgestellt, wurde er verhaftet und ins Gefängnis geworfen. Nur mit Aufopferung seines ganzen Vermögens gelang es ihm, sein Leben zu retten.

Mayr war bitter enttäuscht über die politische Entwicklung und deren Folgen. Er dachte sogar daran, sein Geschäft ins Ausland zu verlegen. Aber die Rücksichten auf die betagte Mutter, auf die Verwandten und die Sorgen um seine Mitarbeiter hielten ihn von diesem Vorhaben ab.

Die französische Einquartierung war für die Ortsansässigen eine schwer drückende Last. Eine Erleichterung trat ein, als die Franzosen abziehen und den Österreichern

Platz machen mußten; nicht weil die letzteren erträglicher waren, sondern weil der Krieg im Innern der Schweiz geführt wurde und an der Grenze wenig Soldaten stationiert waren.

Mayr hatte nie Militärdienst geleistet; als unverheirateter Mann wurde er aber eines Tages vom helvetischen Direktorium aufgeboten und zum Bataillons-Kommandanten der Eliten ernannt. Er lehnte die Ehre ab und stellte ein Dispensgesuch, weil er als Leiter mehrerer Fabriken zu Hause unentbehrlich sei. Nachdem die amtliche Antwort negativ ausgefallen war, kündigte Mayr kurzerhand allen seinen 130 Arbeitern und Angestellten in Arbon und Rheineck, und zwar setzte er jedem in einem Zirkular die Gründe auseinander, die ihn zu diesem Schritt veranlaßt hatten. Sofort bildete sich eine Abordnung der Arbeiter, die nach Frauenfeld pilgerte und für Mayrs Dienstfreiheit plädierte. Dem Gesuch wurde entsprochen, und nach elf Tagen wurden die Fabriken wieder geöffnet.

Nasenübel und Rheuma machten sich abermals bemerkbar. Im Sommer 1799 unternahm Mayr eine weitere Reise nach Italien, teils aus Gesundheitsrücksichten, teils, um für sein Geschäft Aufträge einzubringen. Sein Weg führte ihn diesmal über Oberitalien, Triest und Manfredonia nach Neapel. Es war eine abenteuerliche Reise mit schrecklichen Stürmen zur See und Kriegswirren zu Lande. Indessen kehrte er über gefährliche und aufwendige Umwege Ende Jahr mit Bestellungen von nahezu 200 000 Franken nach Hause zurück.

Noch mehrere Male reiste er nach dem Süden. In Italien hatte er viele Freunde erworben, die er regelmäßig besuchte und mit denen er einen lebhaften Briefwechsel unterhielt. Erwähnen möchte ich seine langjährige Bekanntschaft mit der berühmten Malerin Angelica Kauffmann,

der auch Goethe um etwa die gleiche Zeit seine Aufwartung machte.

Als Mayr im Jahre 1805 von einer Geschäftsreise durch Frankreich nach Mülhausen kam, wurde er von der regen Gewerbetätigkeit dieser Stadt so sehr angezogen, daß er beschloß, für Seidendrucke dort eine eigene Fabrik zu errichten und einen Teil der Arbeiter von Arbon, wo die Geschäfte stockten, dorthin zu versetzen. Leider entwickelte sich das Geschäft in Mülhausen nicht nach seinem Wunsch. Er war meistens abwesend, und die andern Leiter der Fabrik zeigten sich der Aufgabe nicht gewachsen. Er überließ bald das Geschäft einem Teilhaber und zog sich nach Arbon zurück. Die Mülhauser Firma geriet in der Folge in Konkurs und verursachte ihm größeren Schaden.

Rückzug vom Geschäft

Der Tod der Mutter im Jahre 1809 war für Mayr ein unersetzlicher Verlust. Niemand in der Familie konnte an ihre Stelle treten. Die Schwester kam wegen Kränklichkeit und Unverträglichkeit nicht in Frage. Ein Versuch mit einer Haushälterin brachte keine befriedigende Lösung. Diese unerfreulichen häuslichen Verhältnisse sind ein wichtiger Grund dafür, daß Mayr den Entschluß faßte, sich vom Geschäft zurückzuziehen. Sein schlechter Gesundheitszustand mag ebenfalls mitgespielt haben, ferner Ärger mit Angestellten sowie die Verluste in Mülhausen. Wahrscheinlich haben ihn auch die veränderten Marktverhältnisse zu diesem Entcheid bewogen. Mayr schreibt einige Jahre später selbst, die Fabrikation der Indienne habe sich geändert, die Neuerungen seien ihm fremd und er sei zu alt, um sich in die neuen Gegebenheiten einzuarbeiten. Er mag auch be-

fürchtet haben, er müsse in der Fabrik, um sie den mehr mit Maschinen arbeitenden Engländern gegenüber konkurrenzfähig zu erhalten, große Umänderungen vornehmen. Und offenbar hat er aufgrund solcher Überlegungen vorgezogen, das Erworbene zu behalten, als es den Zufälligkeiten einer ungewissen Zeit auszusetzen.

Im Januar 1811 trat er die Fabriken auf der Bleiche und in Rheineck an Samuel Möhl und Laurenz Wetler ab. Der Oberknecht Michael Zirn übernahm die Landwirtschaft, und die Schwester zog mit ihrer Tochter nach Winterthur. Mayr war mit einem Schlag ohne Beschäftigung und ganz auf sich selbst angewiesen.

Natürlich konnte ein Mann von seiner Tatkraft nicht ruhig an einem Platz sitzen und spießbürgerlich von seinem Vermögen leben. Die gewohnte Wanderlust hat ihn zeitlebens nie verlassen. Nebst seinen bereits üblichen Italienreisen sehen wir ihn zu Fuß nach Sachsen pilgern; weitere Fußtouren führen ihn über Genf, Chamonix, Grenoble nach der Provence.

Abenteuerliche Orientreisen

Von 1812 bis 1814 machte er seine wichtigste Reise. Sie ist unter dem Titel «Schicksale eines Schweizers während seiner Reise nach Jerusalem und dem Libanon» im Druck erschienen. Die Tour ging von Wien über Orsowa, Konstantinopel nach Alexandria und bis nach Oberägypten und über Jerusalem, den Libanon, Cypern, Rhodos und durch die Walachei nach Hause zurück.

Man darf es fast ein Wunder nennen, daß der alleinreisende Mann in den durch die Cholera verseuchten Ländern



Die Gegend des Cedernwalds am Libanon.

allen Gefahren glücklich entging, wie sein Körper die außerordentlichen Strapazen ertrug und wie er in den mißlichsten Lagen unter dem verworfensten Gesindel sich immer wieder zu helfen wußte. Heute noch bietet die scharfe Beobachtung von Land und Leuten eine unterhaltende und lehrreiche Lektüre, die Beschreibung morgenländischer Sitten und Gebräuche, die Schilderung des Aufenthaltes im Libanon oder der Streifzüge durch unwirtliche, öde und gefährliche Gegenden.

Dem Verfasser lag es fern, über seine Reisen ein Buch zu veröffentlichen. «Ich wollte nie etwas davon wissen» – sagt er im Vorwort –, «daß meine Schrift der Presse sollte übergeben werden. Mir mangelt nach meiner innigsten Überzeugung alles, was zu einem Schriftsteller gehört: Gelehrsamkeit und Sprachkunde.» Und weiter unten: «Was nicht mein Verdienst, sondern ein Geschenk der Vorse-

hung und eine Folge meiner vielen früheren Reisen durch die meisten Staaten Europas war, das mag auch einzig diesen Blättern einigen Reiz und Wert geben! Beobachtungsgabe, Menschenkenntnis und Geistesgegenwart; Vorzüge und Eigenschaften, von welchen ich wohl als Reisender behaupten darf, daß sie mir in entscheidenden Augenblicken weit mehr nützten als alle tiefe Gelehrsamkeit.» Erst nachdem die immer zahlreicher gewordenen Leser aus seinem Bekanntenkreis Mayr um das Manuskript seiner Tagebuchblätter baten, ließ er sich von seinem Freund Pfarrer Appenzeller dazu bewegen, eine Auswahl dem Druck zu übergeben.

Unsere Generation, die mit Elektrizität, Dampfschiff, Automobil und Flugzeug aufgewachsen ist, kann sich kaum ein Bild davon machen, wie beschwerlich und entbehrungsreich eine solche Reise vor 170 Jahren vonstatten ging. Eine ungeheure Kluft trennt die heutige Art des Reisens von der ganzen eisenbahn- und automobillosen Vergangenheit. Und zwar ist der Unterschied der Reisegewohnheiten zwischen heute und der Epoche eines Napoleon Bonaparte ebenso groß wie von der Zeit eines Cäsar und Xerxes. Ein phönizischer Kaufmann zur Zeit Davids und Salomos reiste so schnell und bequem wie ein Herr Mayr von Arbon Anno 1812. Punkt Geschwindigkeit und Komfort der Beförderung war von der ältesten Vergangenheit an kein wesentlicher Fortschritt zu verzeichnen. Ohne Motor und ohne Kompaß, nur den Sternen sich vertrauend, fuhr, wie das Schiff des Apostels Paulus, so auch dasjenige, welches den Kaufmann Mayr im Jahre 1813 von Beirut nach Cypern trug. (Zwar gab es damals schon den Kompaß; mehrere von Mayr benutzte Schiffe waren indessen nicht so modern eingerichtet.)

Der Reisebericht beginnt mit dem 20. Mai 1812, als Mayr in Wien ein Schiff bestieg, das die Donau hinabfuhr. Nach

sieben Tagen erreichte er Ofen, dann ging's per Fuhrwerk durch die Steppe Ungarns bis Lugos, von da auf Leiterwagen durch den landschaftlich anmutigeren Banat über das romantisch gelegene und einen guten Wein spendende Mehadia nach Alt-Orsowa. Zur Überfahrt nach Neu-Orsowa, der ersten Stadt auf türkischem Gebiet, benötigte Mayr einen Paß, der ihm nach etlichen Schwierigkeiten mit dem verheißungsvollen Inhalt ausgestellt wurde: «Hr. J.H. Mayr, Handelsmann, kann in das Jenseitige passieren.»

Zwei Tage später kam man per Schiff in Widdin an. Von dort aus ging die Reise durch Bulgarien nach Seres in Gesellschaft einer Karawane von 100 Pferden. Die schöne, fast poetische Schilderung der Schatten- und Lichtseiten des Karawanenlebens, die Mayr über diese 16 Tage gibt, möchte ich den Lesern nicht vorenthalten. Er schreibt:

«Des Sommers schwüle Hitze sengte den Schädel, braun gefärbt ward die Haut durch der Sonne stechende Strahlen; es keuchte das Pferd auf holperichtem Wege, bald steil den Weg hinan, bald gähe hinab unter der Schwere drückender Last. Im Schweiße gebadet, ermattete der Reuter in dem Unbehaglichen seiner Lage ... Das karge Mahl von eckelm Käse, oft nur trochenem Brode – sandigt, halb Kleye, kaum mehr als Taig, stärkte kümmерlich zu neuen Mühseligkeiten. Schlimmer noch war das harte Lager auf kahlem Boden der Haide, auf umgebrochenem Acker, im Gebüsche oder Sande am Wasser. In der Mittagszeit – wenn die Pferde sich labten oder ruhten, verstrichen langsam in der schattenlosen Haide die Stunden der sengenden Hitze. Ungeziefer allerart schien die quälende Länge derselben zu verdoppeln. Die Habseligkeiten unterm Haupte, Flinten und Pistolen zur Seite, streckte jeder sich aufs unsichre Lager, oft zu mehrerm Schutze gegen Gefahren in

die Schanze – errichtet von Balken und Kisten, die rund um, einer Wagenburg gleich – aufgetürmt wurden.

Ward es Abend, dann drückte schaurig und kalt die Nacht heran, und des Tages Hitze ward bezahlt durch den schneidenden Reiff des veränderten Dunstkreises. In den erhöhten Gegenden störte den wenigen Schlummer durchdringender, unfreundlicher Wind; in der Tiefe der giftige Stich von Millionen Insekten.

Von Ferne dröhnte der Donner, näher und näher zog das Unwetter, in Regen und Schloßen ergoß sich das schwere Gewölke auf den dachlosen Wanderer. In erstarrender Kälte ersehnte man wieder die unbequeme Hitze der Mittagsstunde. Auf rohen, wilden Gebirgen, wo keine Spur von Menschen mehr war, wo nichts die einförmige Wüste unterbrach als der schmale Steig der wandernden Karawnen; in sandiger Einöde oder in unübersehbarem Gebüsche versiegte des Wassers labender Quell. Sparsam, wo es sich zeigte, ward es aufgefaßt in Gefäße bis zur Zeit der Noth. Aus dem trüben Bache ward oft mit Lust der brennende Durst gelöscht; oft auch mußte schlammiges, dickes Morastwasser als Labung gelten! War auch jezuweilen das feinste, zarteste Fleisch roh in Überfluss vorhanden, so mußte man auf den Genuß desselben Verzicht thun oder es verzehren wie die Hottentotten, weil Meilen weit auch nicht ein Reischen Holz aufzufinden war. Das Auge verlor sich auf holz- und fruchtloser Haide!

An der Spitze der Karawane von hundert Pferden zog der erste Kiraggi mit seinem rothen Turban, aufgewandtem Rosse das Ganze leitend. Die untergeordneten Führer in weißen Turbanen schwebten bald hin, bald her, wo es die Noth erforderte.

Schön war der Anblick der bunten Rotte – die Wildniß belebend; – das höhere Gold des morgenländischen Himmels beym Sonnenaufgang verdunkelte die Erinnerung an gewohnte Beschwerde. Wundersam stärkte die frische Morgenluft, und man vergaß es, daß Nachtlager weder Polster noch Flauum gewesen. Die abgekühlte Luft von balsamischen Düften erfüllt, war morgens wie abends dem Reisenden himmlische Erquickung; besonders der Wohlgeruch der wilden, blühenden Rebe – als Hecke überall sich rankend – die strichweise angenehm vor hundert andern Pflanzen und Gesträuchen sich heraus hob. Leicht geht das türkische Pferd, und die sanfte Bewegung bringt dem Reiter Gesundheit und Frohsinn ...

Dem kargen Mahle mangelte nie die Hauptwürze – der Hunger –, und elende Kost schmeckte besser als meist anderwärts Epikurs leckerste Tafel. Nicht immer war Mangel unser Loos, zuweilen, wenn Glück und Zufall begünstigte, fand sich Speise und Holz; ein Lamm ward gekauft und geschlachtet. Dann theilte man sich in die Geschäfte der großen Küche; Holz zum Feuer suchten die einen; einen tauglichen Stamm zum hölzernen Bratspieß die andern, während die übrigen sich beflossen, der Eroberung die Haut über die Ohren zu ziehen und in kleinen Stücken das Genießbare vom Eingeweide, künstlich an ein geschältes Stäbchen zu odnen, um es an langsam wirkender Gluth abdampfen zu lassen. Wie bey der Kaiserkrönung in Frankfurt – ward, wie dort der ganze Ochse, hier das ganze Schaf an den Spieß gesteckt und zur Freude wie zum Genusse aller Anwesenden am hellen Feuer gedreht, bis es zum goldgelben Braten umgewandelt war. Mit möglichst bester Bequemlichkeit zur bevorstehenden Arbeit lagerte sich dann alles in traulichem Kreise umher; gleich dem Salomschen Schwerdte, erhielb der Hirschfänger in ungleiche Stücke den dampfenden schmackhaften Gespießten. Ord-

nungs- und reglos sah man bald den Berg von Fleisch zum Hügel herabschmelzen und später auch diesen zum Nichts verschwinden. Froher und heller ward die Gesellschaft bey fleißig kreisendem Becher guten Weines; lustig und munter endete immer das Mahl; der volle Mond erhellte die Gruppe von außen – von Innen Noahs Erfindung! ... Auf entgegenliegenden Anhöhen flimmerten die Feuer anderer Karawanen; rundum klingelte der Saumpferde Geröll; des Schäferhundes Stimme ertönte von Ferne als Wächter der Heerde; Menschen zeigten sich nur sparsam im weiten Bezirke zerstreut. In frühere, patriarchalische Zeiten glaubte man sich versetzt oder im fernen Arabien mit nomadischen Horden wanderndes Loos zu theilen. Die frohe Unterhaltung – ohne Argwohn, machte täuschender noch die Sache, heiter das Seyn! – Auf die Erde hin spreitete jeder die dichtgewobene Decke; durch die Gewohnheit verlor das Lager seine Härte; den klaren Himmel erhellten die leuchtenden Sterne, und das aufgeschlagene Auge blinzte in die Mitte der Milchstraße. Beym Gedanken: «So viele Millionen Welten! Und ich – kaum einen Theil einer noch durchreißt» – erlosch dann gewohnt das Gefühl der Besinnung!»

Nach zwei Wochen Karawanenzug freute sich unser Landsmann darauf, endlich wieder einmal unter Dach schlafen zu können. Doch diese Freude wurde ihm arg vergällt! «Eine Höllennacht hatte ich» – so schreibt er – «In Nessel zu liegen wäre ein Flaumbett gewesen gegen das, was ich die Nacht durch von dem Ungeziefer aller Gattung, dem Tausend nach, auszustehen hatte. Ich war am Morgen halb zugrunde gerichtet. Bei 14 Tagen blieben die giftigen Stiche sichtbar.»

Ein größerer Teil von Mayrs Text behandelt seine Erfahrungen mit Griechen und Türken. Die Griechen kommen



Die grösste Ceder des Libanons.

bei ihm nicht gut weg. Er findet sie verschlagen und verschmitzt, parteiisch, eifersüchtig und zwielächtig. Besser können es ihm die Türken, deren feierliches, abgemessenes Benehmen er rühmt. Allerdings kritisiert er ihren Determinismus, mit dem ihr Phlegma zusammenhänge, dessen Folgen wiederum die für Abendländer fast unerträgliche Unreinlichkeit und Onordnung in ihren Städten sei. Und diesen Zustand macht er teilweise verantwortlich für die überaus rasche Ausdehnung der Pestepidemie, die in der kurzen Zeit seines Aufenthaltes von zwei Monaten 90 000 Menschen danhingerafft haben soll.

Auf dem Nil

Gerne würde ich Ihnen Mayrs Eindrücke über Konstantinopel und seine Beschreibung einer dort miterlebten Feu-

ersbrunst präsentieren. Aber wir folgen ihm über Smyrna, Chios, Rhodos nach Ägypten. Von Cypern brachte ihn ein Schiff nach Alexandria, von dort nach Rosette, den Nil hinauf nach Cairo. Über die Qualität des Nilwassers hegt er seine Zweifel, indem er schreibt:

«Meine beyden Reisegesellschafter und der Bediente bekamen Ausschläge in Gesicht und Händen. Das Nilwasser soll dies bey den Fremden verursachen; ich blieb indeß davon befreyt, wovon die Ursache wohl seyn mag, daß ich selten oder nie dies Wasser blos trank, sondern statt desselben öfter gebrannte Wasser genoß.»

Und weiter ging's den Nil hinauf, bis zum See Moeris, in dessen Umgebung das bare, feine gereinigte Salz strichweise, oft zwei Finger hoch lag. Über die dortigen Damen schreibt unser Autor:

«Die Weiber sah ich alle sehr thätig, nicht nur verrichten sie alle mögliche Arbeiten, sondern sie weben, machen Netze, spinnen Kamelwolle u. a. dgl. Dinge. Ihre Kleidung ist in diesem so milden Klima so leicht, daß sie kaum Kleidung genannt werden kann; doch ward auch hier Sitte, schnell das Gesicht zu verbergen, wenn auch sonst nichts anders verborgen blieb.»

Eigentlich wäre er gerne bis nach Theben vorgestoßen, oder sogar bis hinauf zu den Katarakten des Nils; denn – so sagt er – «auf keinem andern Flecken der Erde findet man in größerer Menge so beisammen vereint das, was Menschen Kühnes, Großes und Erhabenes schufen, als hier unter diesem Himmelsstriche – hier, wo einst die Lehrer von Griechenland und Karthago und Rom amteten.» Aus finanziellen Überlegungen beschloß er indessen, die Rückseite anzutreten. Mit dem Strom fuhr man diesmal Cairo

entgegen. Eine recht poetische Episode aus dieser Fahrt möchte ich hier mitteilen:

«Die Fahrt ging sehr langsam von statten und dauerte sechs Tage bis nach Kairo zurück. Morgens vor neun oder zehn Uhr konnte man wegen dem Nebel nicht abfahren und abends gegen vier bis fünf Uhr mußte man wegen dem Ge- genwinde landen.

Wie oft wünschte ich, daß meine Freunde einen Blick – auch nur eine Minute lang – in meine Lage thun könnten. Dieser Wunsch stieg auch eines Abends auf, als, wie gewohnt, das Schiff am Ufer hielt; es war kalt, und das Fahrzeug mit einer Gattung von Zelt bedeckt; da lagerte ich zuhinterst auf etwas Streue, die man über die harten Zuckerrohre ausgespreitet hatte. Der Überrock diente als Decke, und ein geflochtener Reisekorb als Kissen. Dicht vor mir verrichtete ein Derwisch auf seinem ausgebreiteten Mantel das lange Abendgebet mit lauter Stimme: Alle Augenblicke stürzte er sich nieder aufs Verdeck, um den Boden gesetzlich und regelmäßig zu küssen. Vielleicht tausendmal wiederholte er dasselbe Wort – so viel und so schnell, als er's in einem Athemzuge konnte.

Gleich vor dem Derwische hin rauchte der Kaufmann, der Besitzer der Ladung, ruhig die lange Pfeife; ein Lämpchen erhellt sparsam die Nacht in dem düstern Zelt; im Vordergrunde am Ufer hohes, helles Feuer von Schilf flackernd – um dasselbe her eine Gruppe von Schiffleuten, Ägypter und Araber – in ihren weißen, gefärbten und scheckigen Turbanen – plaudernd, singend, rauchend. – Ein herrliches Effektstück für einen Rembrand. Durch die Helle haben sich die gelblichweissen Sandhügel der Wüste längs dem Strome hin; die Wogen des Nils plätscherten gegen das Schiff – durch eine Öffnung der Zeltdecke glänzte von oben das erste Viertel des Neumondes.»

Aber es gab auch weniger poetische, eher schmerzliche Begebnisse in Ägypten. Aus einem Mißverständnis entwickelte sich ein Gerangel mit zwei Soldaten; der eine schlug Mayr mit dem Gewehrkolben über Stirn und Auge, so dass eine tiefe Wunde entstand. Über den herbeigerufenen Arzt hat der Autor folgendes zu berichten:

«Ist's möglich», sagt' ich mir, «dies der Arzt dieses wichtigen Postens.» Einen unwissenderen Menschen – der gar nicht schreiben und nur mit Mühe lesen konnte – findet man schwerlich in diesem Stande. Seine ganze Figur glich der eines Erz-Vagabunden. Ich war einfältig genug, mir eine Gattung Balsam auf Scharpie, schwarz wie Koth – und Weisszeug, womit man lange die Schuhe gereinigt zu haben schien – aufschwatzten zu lassen.

Mitten im Schmerze konnt' ich die Bemerkung in mir nicht unterdrücken: Seele und Leib machen das Daseyn aus – und welche Beschaffenheit hat es oft mit denen, die jene wie diesen besorgen. Welche Erfahrungenhatt' ich Gelegenheit auf dieser Reise über die Beschaffenheit Beyder zu machen.

Der Arzt wollte nun untersuchen, ob etwas auf der Brust verletzt oder zerbrochen wäre, Pflaster auflegen und mir abführende Mittel empfehlen. Ich verbat mir aber von dem abgeschmackten, zudringlichen Schwätzer alles, und sagte ihm, ich wollte zusehen, wie es die Nacht über ginge.

Dieser Mensch verstand drey bis vier Sprachen, von der Medizin und Wundarzneykunde aber so viel – als eine Kuh von der Mechanik. Er kündigte sich selbst bei mir – als ich abfuhr «als den Signor Dottore Antionio» an; die Ankündigung der beyen ersten war sehr nötig, denn man vermißte bei ihm den Signore wie den Dottore.»

Unter diesen Umständen muß man sich nicht wundern, wenn Mayr der Abschied von Ägypten nicht allzu schwer fällt. Er schreibt:

«In der Frühe vor Tag war Lärm und Leben auf allen Schiffen; ich war aufs Verdeck gebracht, und die ganze Flotte fuhr hinunter an die Mündung des Nils ... Langsam und mühvoll lavierte man an den Untiefen vorbey – es gelang nicht, ohne oft auf den Grund zu stoßen. Endlich war das offene Meer erreicht, und – Lebewohl, Ägypten!»

Im Libanon

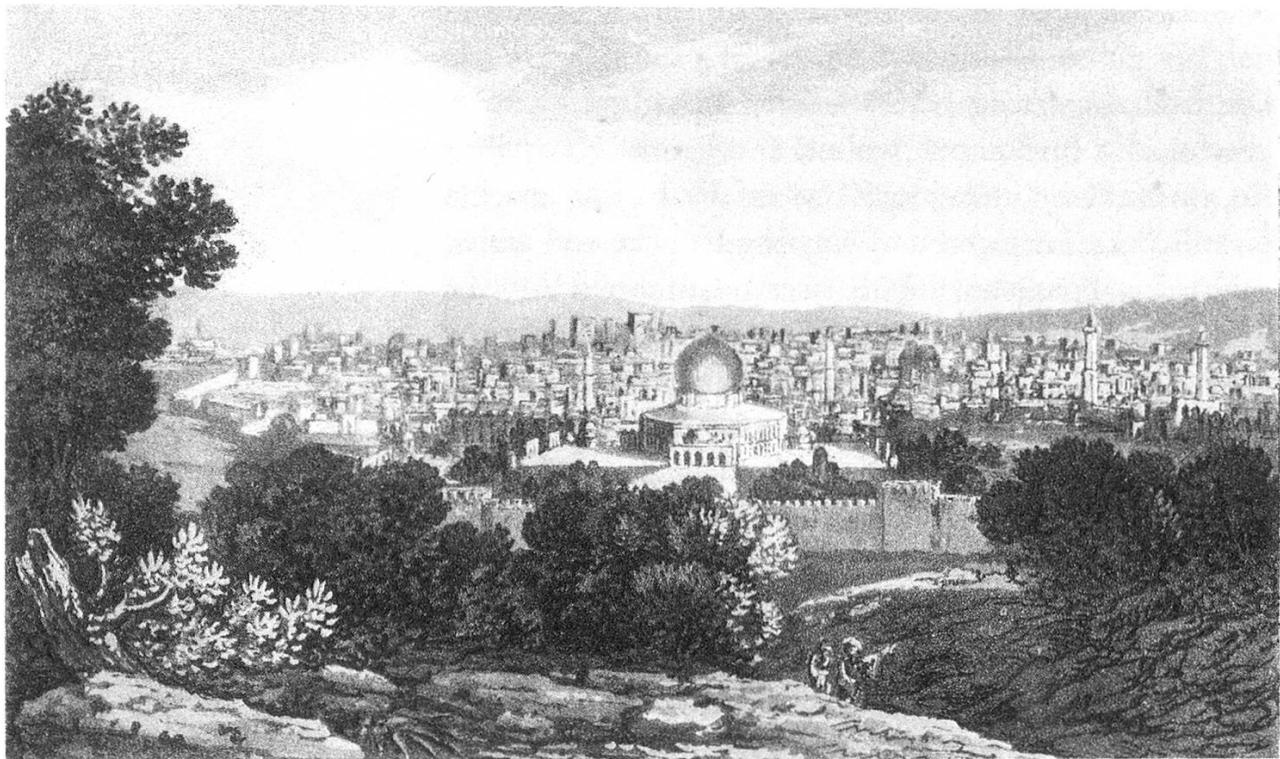
Ein Schiff bringt ihn nach Jaffa, um der herannahenden Pest zu weichen, flüchtet er sich über Beirut in das von Drusen und Christen bewohnte Libanon-Gebirge. Und wenn in seinen bisherigen Reiseerlebnissen die negativen Attribute vorwiegen, so tun es hier die positiven. Hier mußt ihn alles freundlich an. Die Stimmung steigt oft zur Begeisterung.

Auf einer das Meer beherrschenden Anhöhe hat die Liberalität eines maronitischen Erzbischofs ihm eine Wohnung eingeräumt, wie er sie sich nicht besser wünschen durfte. Es ist ein einsames Haus, ähnlich seiner Trotte auf der Bleiche bei Arbon. Hier richtet er sich eine Eremitage ein, die er mit humorvollem Behagen also beschreibt: «Ich muß recht lachen, wenn ich mich in meinem jetzigen Palast so umsehe. Es hat keine Not, daß ich darin Fensterscheiben zerbreche. Doch bin ich froh über das Loch, das mir Helle gewährt. Ich habe mir vor demselben einen zierlichen Tisch in Gestalt eines vier Schuh langen Brettes in Stricke gehängt. Als Stuhl dient ein über zwei Steinbauten gelegtes Brett, auf welchem ich mich als Equilibrist produ-

zieren kann. Über mir an der Decke schwebt eine Gattung Wage; auf der einen Seite zieht Käse, auf der andern Brod, unerreichbar dem vierbeinigen Diebsgesindel aus der Katzen- und Mäusesippe. Dort am kühlen Ort hängt die hölzerne Flasche, angefüllt mit einem Saft, den Bachus selbst loben müßte. Ein Teller mit Hühnerfett auf zwei Pflöcken in der Wand ist mein Butterhafen für Eierkuchen. Weichgesottene Eier verstehe ich zu bereiten besser als jener, der sie einen halben Tag kochte und doch nicht weich brachte.» Während eines Vierteljahrs führt er hier ein beschauliches und glückliches Einsiedlerleben, mit Lesen und Schreiben beschäftigt er seinen Geist und genießt jeden Tag die herrliche Aussicht auf das Meer.

Die Leute in der Gegend sind ein schlichtes Bergvolk, dem Mayr in mancher Hinsicht ein schönes Zeugnis ausstellt. Schweren Herzens trennt er sich schließlich von dieser ihm schon heimisch gewordenen Gebirgwelt und ihren sympathischen Bewohnern. «Es war mir» – so notiert er – «als schied ich von einer zweiten Heimat. Morgens, vor Tag schon, waren die Scheiks vor der Hütte, mir das Lebewohl zu sagen. Wie ein ruhiger Morgentraum schwanden mir die drei hier verlebten Monate vorbei. Wären es nur so viele Stunden als Tagereisen, ich hätte wahrlich den dringenden Anforderungen, doch wieder zu kommen, entprochen. Ich verließ das Land, wo die Ziegen Myrthen fressen und der Lorbeer als Buschwerk aller Orten sproßt.»

Auf der abenteuerlichen und mühseligen Rückreise können wir unseren Autor heute nicht mehr begleiten. Indessen möchte ich noch ein paar Sätze aus dem Schlußwort seines Buches anfügen, die seine eigenartige Persönlichkeit besonders gut charakterisieren. In diesem Schlußwort nennt er die vermeintlichen Fehler und Unzulänglichkeiten, die seiner Reisebeschreibung anhaften. Sie sei zu eilig



Jerusalem

geschrieben, Unterbrüche und Stimmungswechsel hätten zu Stilbrüchen und Wiederholungen geführt, dem Ganzen fehle eine exakte Ausarbeitung.

«Dennoch» – so fährt er fort, und diese Sätze scheinen mir wichtig – «all dieser Fehler ungeachtet, gebe ich diese Reise, wie ich sie niederschrieb; nicht nur die Beschreibung sollten meine Freunde haben, sondern auch meine Manier zu schreiben. Sie sollten mich auch in diesen Blättern wieder erkennen; ich selbst aber mich darin wiederfinden – da ich nicht anders scheinen will, als ich wirklich bin, und es mir Freude macht, nichts darin zu wissen, daß mich mir selbst fremd machen könnte.»

Mayrs letzte Jahre

Die letzten zwanzig Jahre verliefen für Mayr ziemlich gleichmäßig. Im Sommer wohnte er mit einer Haushälterin, einem Hund und einer Katze auf der Bleiche, machte viele Fußwanderungen und empfing Besuche von seinen zahlreichen Freunden, mit denen er stets in regem Verkehr stand. Viele angesehene Ausländer, sogar Fürstlichkeiten wie Markgraf Leopold von Baden und der frühere König Gustav IV. von Schweden kamen nach Arbon, um den berühmten Orient-Reisenden zu sprechen.

Seit Jahren war er ein regelmäßiger Sommertagsgast von St. Moritz und – wie es schriftlich nachgewiesen ist – der erste Wintergast dieser Gemeinde! Dies im Winter 1834/35, dreißig Jahre bevor ein halbes Dutzend skurriler Engländer St. Moritz als Winterkurort gewissermaßen entdeckten und in der ganzen Welt bekannt machten. Mit vielen bekannten Persönlichkeiten im In- und Ausland pflegte er einen ausgedehnten Briefwechsel, besonders mit dem Hofrat Johannes Büel von Stein am Rhein. Die beiden besuchten sich oft und unternahmen gemeinsame Reisen und Wanderungen.

Mit Hofrat Büel auf der Frauensuche

Da Büel Witwer und Mayr Junggeselle war, kamen sie eines Tages auf den Gedanken, zu ihrem Glück fehle eigentlich nichts als «eine gute, liebe Frau». In diesem Sinne schrieb Büel seinem Freunde:

«Soll ich's verschweigen, daß ich auch froh wäre, eine zu besitzen? Aber wo? Ich weiß in allen vier Weltteilen keine, die ich mir wünschen, keine, die zu meinem Alter und in meine Verhältnisse passen würde ... Warten Sie, bis ich

hinaufkomme. Dann überlegen wir die Sache reiflich, setzen uns dann zu Pferde und reiten miteinander auf den Weibet. Das ist die alte und wohl die rechte Methode. Sie nehmen eine jüngere, ich eine ältere. Dann kauf ich das Haus in Roggweil und bald sind Sie bei mir, bald ich bei Ihnen. Unsere blühenden Gattinnen begleiten uns allemal und wir führen zusammen ein glückliches Leben. Wollen wir eine Reise machen, so nehmen wir diese holden Gefährtinnen mit uns und bezahlen nicht viel mehr, als wenn wir allein wären. Kurz, wir überlegen das.» Büels ernsthafter Wunsch und stille Hoffnung blieben aber unerfüllt. Auch Mayr fand den Rank nicht zum «Weiben»: Er hatte den Kopf und das Herz voll Prozeßsachen, in denen ihm Büel raten sollte, als er sich im Mai 1820 für vierzehn Tage auf Mayrs Landgut bei Arbon einquartiert hatte.

Enttäuschter Idealist

Mayr war ein energischer, temperamentvoller Mann, gleichzeitig aber von großer Herzensgüte und einer milden Gesinnung seinen Mitmenschen gegenüber. In der Behandlung der jungen Leute, denen er die Leitung seiner Geschäfte übertrug, war er oft etwas kurzsichtig. Vielleicht erwies er ihnen zu grosse Nachsicht und überließ sie zu sehr sich selbst. Durch seine vielen Reisen wurden sie früh unabhängig und waren nicht immer in der Lage, den leicht erworbenen Wohlstand zu ertragen, ohne auf Abwege zu geraten. Mayrs Güte wurde oft mit Undank belohnt, und es kam zu Prozessen. Im Unmut über den Undank der Welt schreibt er im Jahre 1826:

«Ich blättere nach in den Schriften, die ich in meinen Jünglingsjahren entwarf. Wie umfang ich alles mit Liebe! Wie rücksichtslos allem helfen, allem beistehen, was Hülfe und Beistand bedurfte! Wie gerne mich selbst aufopfern, um

des Nachbars Wohl zu fördern! Mit dem Feuer eines enthusiastischen Kosmopoliten umfing ich die Welt; es galt mir nicht die Ansicht, nicht die Meinung, nicht das Land, es galt mir nur der Mensch, reich oder arm, von welcher Religion, welchem System zugetan, alles eins! Pflicht schien mir nur Menschenwohl zu fördern, mit reinem Willen, absichtslos auf alles, was Eigennutz heißen konnte, auf alles, was nicht dem hohen Geist jener Grundsätze entsprach. – So waren meine Ansichten, mein Handeln, nicht nur in den schönen Jugendjahren, sondern auch im vorgerückten Alter. So wollte ich mit Eifer Rosen fördern für andere und förderte dafür Dornen, die mich giftig verletzten.»

Zufrieden in der Einsamkeit

Indessen half ihm der rege Verkehr mit seinen Freunden immer wieder über solch trübe Gedanken hinweg. Aber ebenso gern zog er sich in die Einsamkeit, in die freie Natur oder in sein Zimmer zurück, um sich in aller Stille seiner Gedankenwelt zu überlassen. Der Spätherbst war ihm besonders willkommen, weil Sturm, Regen und Schnee die Menschen in die vier Wände bannt. «Wird es Nacht», sagt er, «so bin ich bei 2 Lichtern hinterm Schirm, in Ruhe und Stille bei Büchern und Schriften und schreibe und lese und singe und pfeife und phantasiere, als wäre ich allein in der Welt, oft bis Mitternacht. Dann endlich gehe ich so heiteren Sinnes zur Ruh als je einer meiner näheren Umgebung, der die Zeit beim Schöppli, in Gesellschaft, mit Politisieren oder beim Spiel zugebracht hat. Bei Tage stört mich die Außenwelt in meinem In-mich-selbst-hineingezogenen-Sein. In der Stille der Dunkelheit aber, wenn es außen tobt und der November sich hören und fühlen lässt, dann ist's eben recht für mich. Dann lebe ich mir selbst.»